

Article by an MPIfG researcher

Guido Möllering: Meistens gut, manchmal schlecht, immer ambivalent: Vertrauen als Aufheben von Ungewissheit.
In: Forschung & Lehre 14(12), 716-717 (2007). Deutscher Hochschulverband

Meistens gut, manchmal schlecht, immer ambivalent

Vertrauen als Aufheben von Ungewissheit

| GUIDO MÖLLERING | Vertrauen, sei es in einer Institution oder im privaten Leben, ist stets ambivalent. Man kann nicht wissen, ob es gut oder schlecht ausgeht, ob man zu viel oder zu wenig vertraut. Diese Grenzziehung wird in den verschiedenen Disziplinen höchst unterschiedlich betrachtet. Eine Hinführung.

In vielen gesellschaftlichen Bereichen ist immer wieder und immer häufiger von Vertrauen die Rede. Der Anlass ist oft unerfreulich, und es werden Vertrauenskrisen beschworen, zum Beispiel gegenüber der Politik, den Konzernen, den Medien und nicht zuletzt auch der Wissenschaft. Durch einen Vertrauensmissbrauch wird Schaden angerichtet. Verluste entstehen außerdem, wenn Vertrauen schwindet und seine positiven Effekte nicht mehr genutzt werden können.

Zu diesen positiven Effekten zählt zunächst der durch Vertrauen wesentlich erweiterte Möglichkeitsraum für den Vertrauenden. Ohne jegliches Vertrauen könne man morgens sein Bett nicht verlassen, schrieb Niklas Luhmann. Wer also vertrauen kann, der kann auch mehr aus seinem Leben machen. Ein weiterer positiver Effekt von Vertrauen, der besonders in der Ökonomie oft hervorgehoben wird, ist die Einsparung von Kontrollaufwand. Während Kontrolle bremst und wie Sand im Getriebe wirkt, wird Vertrauen gern als Schmiermittel bezeichnet. Ein dritter positiver Effekt ist, dass in vertrauensvollen Beziehungen opportunistisches Verhalten abnimmt und konstruktives

Verhalten zunimmt. Vertrauende Menschen fühlen sich zudem emotional bereichert und sind zufriedener, wenn nicht gar glücklicher.

Empirische Forschungen weisen in der Tat zumeist positive Zusammenhänge zwischen Vertrauen und diversen Erfolgsvariablen nach. Die Kausalität ist allerdings oft uneindeutig. Bisweilen mag der Erfolg zu höherem Vertrauen

»Wer also vertrauen kann, der kann auch mehr aus seinem Leben machen.«

führen und nicht umgekehrt. Dynamisch betrachtet, schrauben sich Erfolg und Vertrauen, Misserfolg und Misstrauen in rekursiven Spiralen gegenseitig hoch bzw. runter. Außerdem gilt, dass Vertrauen ab einem gewissen Niveau negative Effekte haben kann. Zu häufige oder zu gravierende Vertrauensbrüche mit entsprechenden Verlusten können die Folge von leichtfertigem oder exzessivem Vertrauen sein. Außerdem kann die unbedingte Loyalität zu Vertrauenspartnern den Möglichkeitsraum paradoxer Weise sogar stark einschränken. Vertrauen ist also meistens gut, aber manchmal eben auch schlecht.

Das Problem ist, dass Vertrauen typischerweise immer ambivalent ist und man nicht sicher wissen kann, ob es gut oder schlecht ausgeht und ob man zu viel oder zu wenig vertraut. Vertrauen birgt nämlich im Kern die alltägliche Herausforderung, trotz der eigenen Verwundbarkeit und Ungewissheit möglichst mit positiven Erwartungen auf andere zuzugehen.

Diese allgemeine Problematik wird in verschiedensten Disziplinen höchst unterschiedlich betrachtet. Entwicklungspsychologen interessieren sich für das Urvertrauen, das der Mensch in der Kindheit entwickelt und das seine Identität und Geborgenheit in der Welt stützt. Sozialpsychologen sehen Vertrauen vor allem als eine Erwartungshaltung in spezifischen Zweierbeziehungen oder als Qualität des Beziehungsgeflechtes in Gruppen und Netzwerken. Soziologen und Politologen hingegen analysieren und ergründen Vertrauen zumeist als generalisierte Zuvorsicht der Menschen in das Verhalten ihrer Mitmenschen im Allgemeinen sowie in die Verlässlichkeit gesellschaftlicher Institutionen. Philosophen betrachten Vertrauen als Resultat einer für Vertrauensgeber wie Vertrauensnehmer bindenden Moral. Ökonomen wiederum modellieren Vertrauen in der Regel als Verhaltensentscheidung für oder gegen Kooperation in spieltheoretisch beschreibbaren Situationen.

Die verschiedenen Vertrauensverständnisse können sich ergänzen, da ihr gemeinsamer Kern die Erklärung von positiven Erwartungen ist. Um diesen gemeinsamen Kern herum gibt es jedoch mindestens drei sehr unterschiedliche Perspektiven auf die „guten Gründe“, auf denen Vertrauen basiert. Die am weitesten verbreitete Perspektive zeigt Vertrauen als eine Frage der Ver-



AUTOR: GUIDO MÖLLERING

Dr. Guido Möllering ist seit 2005 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Er promovierte 2003 im Fach Management Studies an der Universität Cambridge. Forschungsinteressen: Interorganisationale Beziehungen, Marktconstitution und Vertrauen.

nunft und stellt den Vertrauensgeber als (begrenzt) rationalen Entscheider in den Vordergrund. In diesem Verständnis ist Vertrauen einer Wette ähnlich, ein kalkuliertes Risiko mit positivem Erwartungswert. Die zweite Perspektive lenkt das Augenmerk darauf, dass Vertrauen häufig eher routinemäßig geschenkt wird und in vielen Situationen praktisch selbstverständlich ist. Man orientiert sich an den legitimen Regeln und Rollen, die alle Beteiligten kennen, handelt angemessen und geht davon aus, dass sich die anderen ebenso „normal“ verhalten werden. Aus der dritten Perspektive erscheint Vertrauen als das Ergebnis sogenannter Reflexivität. Der Vertrauende macht Erfahrungen mit anderen und lernt daraus.

Vertrauen braucht Grundlagen, und es ist daher richtig und wichtig, „gute Gründe“ für Vertrauen zu identifizieren. Damit ist jedoch das wesentliche Merkmal von Vertrauen noch nicht erfasst: Vertrauen muss stets über gute Gründe hinausgehen. Vertrauen muss enttäuscht werden können, obwohl der Vertrauende genau das nicht erwartet. Erst diese positiven Erwartungen *trotz* Verwundbarkeit und Ungewissheit können als Vertrauen bezeichnet werden.

Entscheidend ist mithin das Aufheben von Ungewissheit. Das „Aufheben“ hat hier eine Doppelbedeutung, wie bei Hegel, denn es ist ein Negieren und Aufbewahren zugleich. Der Vertrauende überwindet die Ungewissheit, doch er eliminiert sie nicht, denn die Zweifel bleiben latent. In diesem Sinne rückt Vertrauen begrifflich in die Nähe von Glauben. Es impliziert einen *leap of faith*, das heißt eine Art Sprung, der eine Grundlage braucht, aber an sich nicht vollständig begründbar ist. Er ist umso wichtiger, je weniger Vernunft, Routinen und Erfahrungen dem Vertrauenden zur Erwartungsbildung zur Verfügung stehen.

Vertrauen eröffnet Möglichkeiten, kann aber auch scheitern und ist immer ambivalent: Es wird mit Verwundbarkeit assoziiert, aber zugleich auch mit positiven Erwartungen. Diese Ambivalenz ist oft nicht leicht auszuhalten und es gibt noch viele offene Fragen da-

zu, wann und wie Vertrauen möglich ist. Als Forschungsthema wird Vertrauen daher weiterhin Konjunktur haben. Dabei könnten Forscher selbst vermehrt zum Untersuchungsobjekt wer-

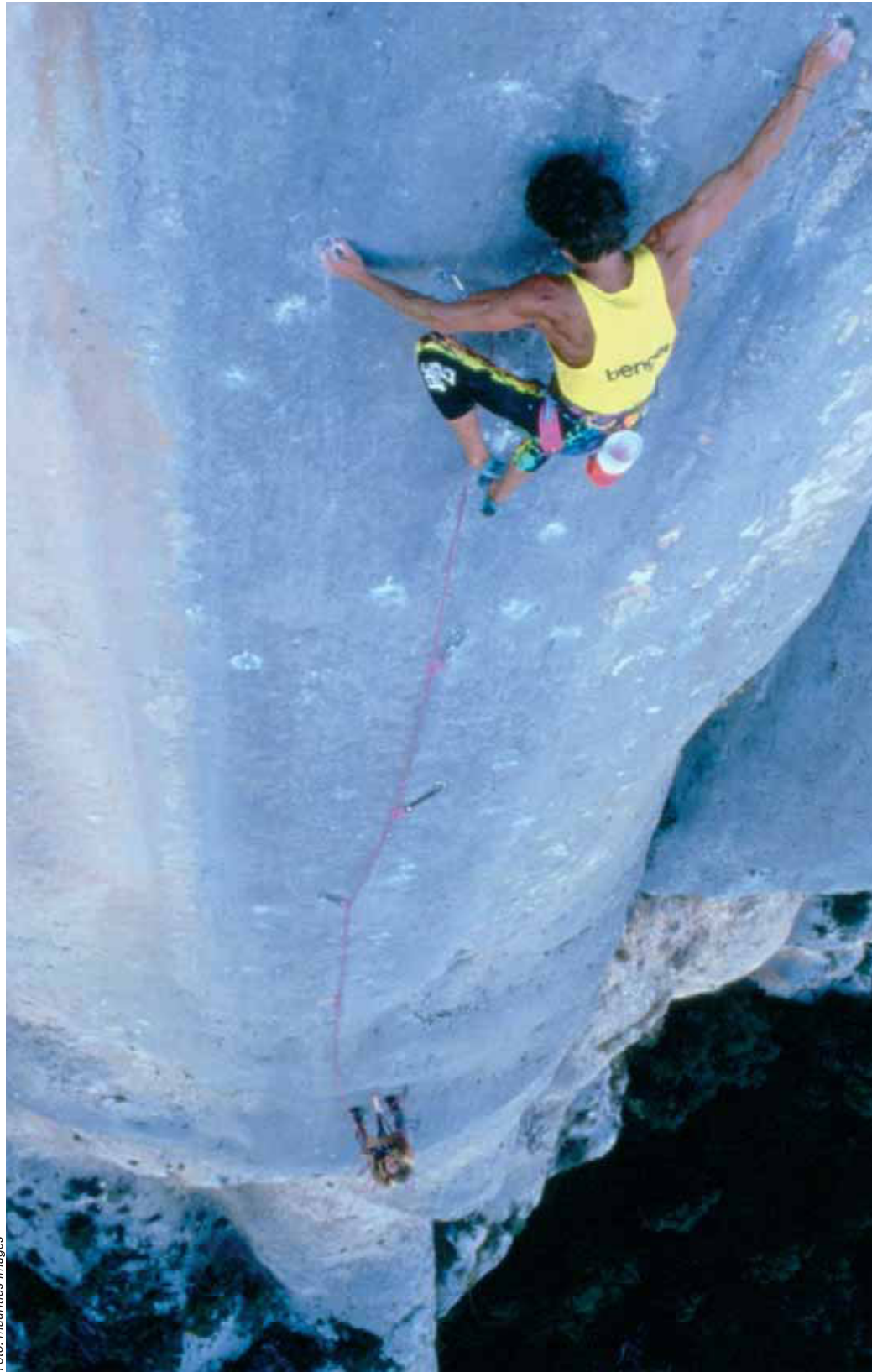


Foto: mauritius-images

den. Ist die von Margit Osterloh und Bruno Frey in der letzten Ausgabe von *Forschung & Lehre* beklagte „Evaluitis“ ein Zeichen dafür, dass Vertrauensbe-

»Vertrauen impliziert eine Art Sprung, der eine Grundlage braucht, aber an sich nicht vollständig begründbar ist.«

reitschaft und Vertrauenswürdigkeit in der Wissenschaft gesunken sind? Sind Fälschung und Betrug in der Forschung Randerscheinungen oder wird das Vertrauen von Kollegen, Geldgebern und

Öffentlichkeit systematisch missbraucht? Wie dem auch sei: Wer die Ambivalenz und Ungewissheit von Vertrauen nicht akzeptiert, wird es letztlich zerstören. Manchmal, aber nur manchmal, mag dies das kleinere Übel sein.

Literaturhinweis

Möllering, Guido 2006. *Trust: Reason, Routine, Reflexivity*. Oxford: Elsevier.

Anmerkung

Der Artikel beruht auf einem bereits veröffentlichten MPIfG Working Paper des Autors sowie auf seinem Beitrag im MPIfG Jahrbuch 2007–2008, Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln.